Die Möhnewiewer von Uedelhoven

Von Johann Vossen

Möhnewiewer, – ein in unserer Eifel recht geläufiges Wort, das insbesondere am heutigen Tag häufig zur Anwendung kommt. Heute nämlich ist Donnerstag, der 08. Februar, der Weiberdonnerstag 2018. Während draußen der traditionelle „Möhnenzug“ durchs Dorf geht, krame ich ein wenig in meinem Zeitungsarchiv und stoße auf meinen fünfspaltigen Rundschau-Lokalaufmacher vom 08. August 1973 mit dem Titel „Die Braut trug Kochlöffel und Kellen.“ Ich erlebte und beschrieb damals einen wunderschönen Hochzeitsbrauch aus Uedelhoven, in dem die Möhnewiewer eine wichtige Rolle spielten, der aber heute, nach nur 45 Jahren, leider bereits „aus der Mode gekommen“ ist, – wie so manches andere Kulturgut unserer Eltern und Großeltern. Die Möhnewiewer von Uedelhoven dürfen aber nicht in völlige Vergessenheit geraten, dafür ist der alte Brauch viel zu schade.

„Möhnewiewer,“ das Wort beinhaltet an sich zwei Ausdrücke für ein und denselben Begriff, es ist also somit „doppelt gemoppelt“ und eigentlich ein Unwort. Der Eifeler nämlich bezeichnet die Frauen ganz allgemein als „Wiewer“ (Weiber), und das ist gar nicht einmal negativ zu werten. Erst in der Neuzeit dichtete man unseren „Weibern“ urplötzlich einen etwas bitteren Beigeschmack an, und das färbte sogar auf die Gebetstexte ab und führte bereits vor Jahrzehnten zu ganz markanten Textänderungen. Auch unsere Eifeler „Möhn“ war früher ein sehr alltäglicher normaler Begriff für eine ältere Frau, die sich meistens immer auch entsprechend „alt“ kleidete. Dabei war das obligatorische Kopf- und Schultertuch ein unverzichtbares Attribut, gleichermaßen das Markenzeichen der Möhn. Im Karnevalszug von Blankenheimerdorf war beispielsweise lange Jahre die „letzte Möhn“ vertreten, – Hedwig Blaschke („Manneschter Hedwig“) in sehr stilechter Kleidung an der Zugspitze, wurde stets von der Zuschauermenge am Straßenrand geradezu erwartet und mit Begeisterung begrüßt.

Möhnenzug 1950 in Uedelhoven © Erwin Stein

Besonders an unserer Oberahr sind die „Möhnewiewer“ noch im lebendigen Sprachschatz enthalten. Am Weiberdonnerstag verkleiden sich die Frauen („Wiewer“) als Möhnen und funktionieren sich damit in alte Frauen um, was ja auch ursprünglich der Sinn des Weiberkarnevals war. Dabei sind die Wenigsten aus der Weiberschar echte alte Möhnen. Zumindest bei uns auf dem Land feiern unterdessen die Frauen „ihren“ Tag als Möhnewiewer: Die Wiewer treten als Möhnen auf und treiben auch als Möhnen ihr (Un-) Wesen.

De Möhnewiewer kunn

Es war Sonntag, der 05. August 1973. Mein Redakteur hatte mich nach Uedelhoven in der Gemeinde Blankenheim geschickt, um über einen dort üblichen alten Hochzeitsbrauch zu

berichten. Gefeiert wurde die Hochzeit von Manfred Görgens aus Tondorf und Anneliese Wagener aus Uedelhoven. Das Paar hatte zwei Tage zuvor geheiratet, und wie es der Brauch vorschrieb: Am Sonntag nach der Hochzeit feierte das Dorf. Und wie da in Uedelhoven gefeiert wurde! Leider aber, so musste ich inzwischen erfahren. ist das Hochzeitstreiben auch dort nicht mehr das, was zu jener Zeit noch war. Althergebrachtes ist mehr und mehr durch Parties und „Feten“ abgelöst worden. Nur noch bei ganz besonderen Anlässen erinnert man sich an Brauchtum und Sitten, oft scheut man auch den eigenen Zeit- und Arbeitsaufwand. Die so beliebte „Fressbude“ lohnt sich heute für einen Veranstalter sehr viel mehr als etwa der früher übliche Berg selbstgebackener Eifeler „Taate“ und „Streukooche,“ wie sie bei einem Fest nicht wegzudenken waren, sie ist wohl auch attraktiver und aktueller. Wie dem auch sei, damals erlebte ich die „Möhnewiewer van Üllewe“ urig und echt und hautnah, der schöne Sonntagnachmittag auf luftiger Bergeshöhe im Süden der Gemeinde Blankenheim blieb mir in bester Erinnerung.

Starklar für den Hochzeitsumzug © Erwin Stein

Besonders begeistert war ich zunächst gar nicht: Als nebenberuflicher Journalist musste ich meinen dienstfreien Sonntag der Zeitung opfern, und was würde schon bei einem Hochzeitsbrauch groß für mich zu schreiben herauskommen! Fotos freilich, die hätten das Geld gebracht, doch die brauchte ich der Redaktion gar nicht erst auf den Tisch zu legen, denn dann wäre unser Fotoreporter auf die Barrikaden gestiegen. Nachdem sich ein paar Wochen zuvor sogar eine bekannte große Boulevardzeitung für meine Rundschau-Bilder vom „Mann im Schrank“ interessiert hatte, wurden mir von der hohen Redaktion weitere Fotobeiträge verweigert, – der Neid treibt gelegentlich sehr seltsame Blüten. Ich brauchte also auch in Uedelhoven gar nicht erst zu knipsen. Unser Fotomann selber mochte unterdessen „ nur für nur ein paar Fotos nicht nach Uedelhoven fahren,“ das war ihm so nicht lukrativ genug. Das Möhnenspektakel blieb also von der Rundschau „unbebildert.“ Das wurde auch vom Redakteur genehmigt, allerdings schnitt der sich mit dieser Genehmigung „fies“ ins eigene Fleisch. Mein Text ohne Fotos wurde zum fünfspaltigen Lokalaufmacher und der Redakteur meckerte mich an: „Da hätten wir doch Bilder bringen müssen.“ Sehr richtig, aber wer, bitte schön, hatte das verhindert und warum?

De Möhnewiewer kunn © Erwin Stein

Wo denn sonst als in der Dorfkneipe, erkundigt sich der Wissbegierige nach örtlichen Gegebenheiten? Ich ließ mir also in Uedelhovens gastlichem Haus von ein paar Unentwegten an der Theke alles über den Hochzeitsbrauch berichten, was in Erfahrung zu bringen war, und das war schon eine ganze Menge. Immer wieder äugten die Bierfreunde durchs Fenster, bis undefinierbarer Gesang, begleitet von vielfältigem Rasseln und Scheppern, die in friedlicher Sonntagsstille träumende Ortschaft weckten. Aus den Häusern strömten die Leute auf die Straße und schauten gespannt in die Richtung, aus der sich der Lärm näherte: „De Möhnewiewer kunn (kommen).“ Und dann bog aus einer Seitenstraße der wohl seltsamste Umzug, den ein Ortsfremder je zu Gesicht bekommen hatte.

Hochzeit 1965 in Uedelhoven © Erwin Stein

Hier ein Zitat aus meinem damaligen Rundschauartikel: „Ein halbes Hundert Dorfschöne aller Altersklassen marschierte einher, flotte Lieder in die Feiertagsstille hinausschmetternd. Ausgerüstet waren sie mit Blechtöpfen, Pfannen, Eimern und einer Menge weiterem Küchengerät, dem sie mit Schlagwerkzeugen mannigfacher Art eine seltsame Musik entlockten: Das schepperte und rasselte, pochte und klingelte zum Steinerweichen, – für die am Straßenrand harrenden Dorfbewohner ein offensichtlich erfreulicher Ohrenschmaus. Flankiert von hand- und küchentuchschwingenden Fahnenträgerinnen, schritt an der Spitze des Zuges die strahlende Braut einher, im eigenartigsten und originellsten Brautschmuck, den man je sah: Über und über war die zierliche Gestalt im Festkleid mit Kochlöffeln, Kellen, Bratenwendern, Schaumlöffeln und sonstigen Zeichen ihrer künftigen Hausfrauenwürde dekoriert. Ein Gemüsesieb bedeckte die Locken, die kleine Hand schwang einen riesigen hölzernen Wäschestampfer.“

1965 : Groß und Klein zieht mit © Erwin Stein

Soweit das Zitat. Die Gesellschaft war sichtlich in Hochstimmung. Ausgiebig kreisten beim Umzug die Weinflaschen, was auch den zahlreichen Zaungästen am Straßenrand zugute kam. Singend und lärmend ging es durch das ganze Dorf, die Bevölkerung wurde auf diese Weise davon in Kenntnis gesetzt, dass Uedelhoven mit dem heutigen Tag eine neue Hausfrau besitze, die hiermit in ihr Amt eingeführt und dem Dorf vorgestellt werde. Allenthalben

wurde die Gesellschaft begeistert begrüßt, die zahllosen Hochrufe ließen keinen Zweifel daran aufkommen, dass die „Neue“ willkommen geheißen und in die Hausfrauengemeinschaft des Dorfes aufgenommen werde, zumal auch alle brauchtumsmäßig erforderlichen Vorbedingungen erfüllt waren.

Startbereit für den Möhnewiewerzuch: Anneliese Wagener, die neue Hausfrau und glückliche Braut © Manfred Görgens

Eine solche, absolut unabdingbare Voraussetzung war der beliebte „Möhnenkaffee,“ der vor dem Umzug im Brauthaus stattfand. Die Kneipengäste hatten mir den Weg zum Hause Wagener beschrieben, und dort traf ich im Untergeschoß auf eine muntere Schar von etwa 50 Uedelhovenerinnen. Da wurde bei Kaffee und Kuchen und manch alkoholischem „Beiwerk“ gefeiert, dass sich beinahe buchstäblich die Balken bogen. Das war eine überschäumende Fröhlichkeit, wie man sie sonst selten erlebt und wie sie eigentlich nur die Frauen zustande bringen. Und mitten drin die strahlende junge Braut, die hier von den erfahrenen Dorfbewohnerinnen mit den wichtigsten Regeln für ihr künftiges Hausfrauenwirken ausgerüstet wurde. In dieser Gesellschaft war jeglicher Zutritt für männliche Besucher untersagt. Auch ein Zeitungsschreiber hatte hier nichts zu suchen und wurde unverzüglich „eine Treppe höher gereicht.“ Immerhin ließen sich die Damen dazu bewegen, dem neugierigen Reporter die wichtigsten Details über ihre Festlichkeit im Telegrammstil mitzuteilen. Dann hieß es kategorisch: „On jetz erop met dir, hie häßte nix ze sööke.“ (Und jetzt hinauf mit dir, hier hast du nichts zu suchen.)

Rasch noch einen Stärkungsschluck für den anstrengenden Möhnewiewerzug, - die Braut mit Freundin Maria © MaGö

Strenge Regeln

Im Obergeschoß harrte unterdessen der Bräutigam im Kreis der männlichen Verwandtschaft darauf, dass von der Festtafel der Möhnewiewer auch für ihn etwas abfiel. So jedenfalls war mein erster Eindruck, als ich „de Trapp erop“ kam. Den wahren Grund ihres Hierseins erklärte mir dann aber der frisch gebackene Ehemann im Namen der Versammelten: „Wenn hier niemand aufpasst, stellen uns die Wiewer nachher das ganze Haus auf den Kopf.“ Der glückliche, aus Tondorf stammende Bräutigam hieß Manfred Görgens. Er hatte zwei Tage zuvor Anneliese Wagener, die Schönste der Schönen aus Uedelhoven, zum Altar geführt und sich damit den strengen, ortsüblichen Hochzeits- und Freiersregeln unterwerfen müssen. Das freilich hatte Manfred Görgens sehr bereitwillig getan, bereitwillig berichtete er mir auch,

was da so alles auf ihn zugekommen war. Manfred ist übrigens der Initiator und Manager der in 1988 gegründeten Peru-Hilfe Uedelhoven, für die er 1999 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde.

Wer sich vor 50 Jahren als Auswärtiger für ein Mädchen aus dem Eifeldorf interessierte und ernsthaft als Freier aufzutreten gedachte, der hatte eine Reihe von Auflagen zu erfüllen. So war es auch in Uedelhoven, und schmunzelnd erzählte mir Manfred Görgens aus seinen Freierstagen. Zunächst einmal forderte die männliche Dorfjugend von ihm einen Tribut dafür, dass ihm ein Uedelhovener Mädchen „überlassen“ wurde. Dieser Brauch hieß im Volksmund „Ströppe“ und bestand aus einem fröhlichen Feierstündchen auf Kosten des Freiers. Angesichts dessen oft recht dünnen Geldbeutels, blieb die Geschichte meist ziemlich „human“ auf die eine oder andere Thekenrunde beschränkt. Anfangs der 1960-er Jahre geriet ich selber in eine solche Ströppaktion: Anlässlich der Mülheimer Kirmes wiesen mich dort ein paar junge Männer darauf hin, dass in ihrem Ort das Ströppen üblich sei. Im Handumdrehen einigten wir uns auf zwei Kasten Bier, ich kam recht günstig davon. Geströppt wird auch heute noch vielerorts, – zu wesentlich höheren „Preisen.“ Allerdings sind inzwischen aber auch die Geldbeutel wesentlich fülliger geworden.

Stramme Zugteilnehmer © MaGö

Ein Beispiel für die Üppigkeit der damaligen Junggesellen-Geldtasche: Man fuhr per Fahrrad, günstigenfalls mit dem Kumpel per Moped, und mit 1,20 DM in der Tasche, nach Reetz oder Freilingen zum Kirmesball. Die wenigen Pfennige würden heute nicht mal für eine Limo reichen, damals vergnügte man sich stundenlang und kehrte auch meistens ziemlich „gut gelaunt“ nach Hause zurück. Einer von uns erwies sich als echter Lebenskünstler: Mit stolzen 1,20 DM feierte er Kirmes in unserem Nachbarort, wieder daheim zurück, fanden sich in seiner Tasche sagenhafte 1,85 DM und eine halbe Packung „Eckstein.“

Auch die Senioren machen mit © MaGö

Zurück nach Uedelhoven. Dort hatte sich Manfred Görgens nach ausgiebigem Ströppen für den örtlichen „Jagdschein“ qualifiziert, der ihm bei dieser Gelegenheit ausgehändigt wurde und ihm ein ganz bestimmtes „Revier,“ nämlich das Haus von Anneliese Wagener, zuwies. Der Jagdschein war zwei Jahre gültig und musste, sofern dann die Hochzeit noch ausstand, verlängert werden. „Wildern“ und jegliche Art von „Jagdfrevel“ waren ausdrücklich strengstens verbo-

ten, eventuelles Zuwiderhandeln wurde mit harten Strafen belegt. Angesichts dessen „überlegte“ sich mancher Freier sehr wohl einen eventuellen Seitensprung. Der Jagdschein war ein sehr wichtiges Papier und als solches bei Anwesenheit im Ort ständig in der Tasche bei sich zu führen. Die Dorfjugend nämlich war berechtigt, jederzeit das Vorzeigen der Jagderlaubnis zu verlangen. Manfred Görgens hatte sie einmal nicht zur Hand, und das kostete ihn postwendend einen Kasten Bier. Den spendierte er aber höchst bereitwillig, um sich die Gunst der Uedelhovener Jungmänner zu erhalten.

Dr Zuch kütt © MaGö

Ein gutes Verhältnis zur Jugend war früher die wichtigste Voraussetzung für das Miteinander in der großen Dorfgemeinschaft. Meinungsverschiedenheiten oder sogar Streitigkeiten konnten böse Folgen haben und sogar zur Verfeindung ganzer Ortschaften führen. Mancher von uns erinnert sich noch an die „Eselshochzeit“ im kleinen Dorf Hütten (Kreis Bitburg/Prüm) im Jahr 1958. Zu diesem Spektakel pilgerten damals tausende neugierige Gaffer, auch bei uns ging die Geschichte großartig durch die Tagespresse. Wie verlautete, hatte in Hütten der auswärtige Freier freiwillig 150 DM „Freikauf“ für sein Mädchen geboten, war aber mit der Bemerkung „zu wenig“ abgelehnt worden. Daraus entstand im weiteren Verlauf die Eselshochzeit. Dabei waren 150 DM in der Zeit um 1958 doch eine „Kaufsumme,“ die wir heute gewiss nicht geringer als mit 1.000 Euro zu beziffern hätten.

Frohgestimmte Zugteilnehmer © MaGö

Das Haus wurde gestippt

In Uedelhoven war damals noch das „Stippen“ üblich, wie ich von Manfred Görgens erfuhr. Das war ein in unserer Eifel recht beliebter, etwas hintergründiger Brauch, den es beispielsweise auch bei uns in Blankenheimerdorf noch in den 1970-er Jahren gab. Inzwischen ist dieser Brauch, wie so manche anandere alte Gepflogenheit auch, in Vergessenheit geraten. Stippen ist bei unserer Jugend nicht mehr so recht „in“ und schon gar nicht mehr „geil,“ außerdem ist beträchtlicher Arbeitsaufwand erforderlich und der schreckt ab. Möglicherweise ist der Brauch sogar bei manchem Hochzeitspaar selber wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeiten gar nicht mehr so besonders willkommen? Immerhin hat auch das Paar Vorbereitungen fürs Stippen zu treffen, und das spätere Aufräumen rund ums Haus ist besonders unbequem.

„Stippen“ bedeutet „abstützen, befestigen, gegen Umfallen schützen.“ Manche Hochzeitsnacht war und ist dem Vernehmen nach dazu angetan, die Hauswände „zittern“ und „wackeln“ zu machen, die Mauern sollten also gegen Einsturz gesichert und abgestützt werden. Im übertragenen Sinne war das einer der Hinergründe der Eifeler „Stipptradition.“ Ein „gestipptes“ Haus verriet damals am Morgen, dass dort in der Nacht Hochzeit gefeiert worden war.

Vielfältige Musikinstrumente im Hochzeitszug © MaGö

Stippen war mit ziemlichem Arbeitsaufwand verbunden: Vom Anwesen selbst und aus der näheren Nachbarschaft wurde alles herangeschleppt, was sich zum Abstützen eignete. Sehr beliebt waren die Kasten- und Leiternaufbauten der Ackerwagen, Balken und Bretter jeder Größe, Brennholz jeglichen Formats sowie Sitzbänke, Gartentörchen und mobile Gerätschten aller Arten und Sorten. Mit ofenfertigem Brennholz wurden beispielsweise die Haustür und möglichst auch die Fenster im Erdgeschoß regelrecht „zugemauert,“ um einer eventuellen „Flucht“ aus dem Haus vorzubeugen. Im Bedarfsfall bediente man sich bei der „Materialbeschaffung“ bedenkenlos des Vorrats beim Nachbarn. Das blieb in aller Regel ohne jede Folgen, heute würde man sich wegen Diebstahls, Sachbeschädigung, unbefugtem Betreten, Ruhestörung, Hausfriedensbruchs und hundert weiterer „Vergehen“ vor dem Kadi wieder sehen.

„Mit klingendem Spiel“ durch die Dorfstraßen von Uedelhoven © MaGö

Das Stippen war nicht nur ein Brauch, es war auch eine Art Beliebtheitsbarometer für das junge Paar im Dorf. Ein ausgiebig gestipptes Hochzeitshaus war ein deutliches Zeichen für das Ansehen der Brautleute in der Dorfgemeinschaft. Jedes junge Paar legte somit auch Wert aufs Stippen, ein Nichtstippen hätte geradezu eine Kränkung bedeuten können. In meiner Jugendzeit wurden wir gelegentlich beim nächtlichen Stippen sogar ins Haus gebeten, wo wir uns zunächst wegen unserer nicht festlichen Kleidung recht „beschämlich“ fühl-ten, wo uns aber das Brautpaar sehr freundlich empfing und uns für unsere „schwere Arbeit“ mit etlichen hochprozentigen Hochzeitsdrinks rüstete.

Ein gestipptes Brauthaus war über Nacht zur „Festung“ geworden, die manchmal am nächsten Morgen gar nicht so einfach zu „verlassen“ war.

Da hatte dann der frischgebackene Ehemann seine liebe Not mit dem Ausstieg aus der verbarrikadierten Burg und der Wiederherstellung des ordentlichen Ein- und Ausgangs. Das geschah meist unter den Augen der vergnüglich zuschauenden Nachbarschaft, die gelegentlich auch als Nothelfer einspringen musste: Haustür und Fenster im Untergeschoß waren verrammelt und von innen nicht zu öffnen, also schleppte der hilfsbereite Nachbar eine Leiter herbei, über die ein Ausstieg durchs Fenster im Obergeschoß möglich wurde. Dann musste zunächst einmal der Hauseingang „freigelegt“ werden. „Auch wir mussten eine Unmenge Kram beiseite räumen, um aus dem Haus zu kommen,“ erzählte Manfred Görgens schmunzelnd.

Forschen Schrittes am Alten Backofen vorbei © MaGö

Abgesehen davon, dass heutzutage das Stippen überholt und nicht mehr aktuell ist, wäre die Aufrechterhaltung des Brauchs auch kaum noch möglich, selbst wenn alle eventuellen privatrechtlichen Folgen generell ausgeschaltet werden könnten. Angesichts des heutigen Straßenverkehrs wäre eine Ansammlung von „Stippmaterial“ am Rand oder auf dem Bürgersteig vermutlich unzulässig, zumindest aber mit erheblichem Sicherungsaufwand verbunden und genehmigungspflichtig. Früher waren das Postauto und der Milchwagen so ziemlich die einzigen Fahrzeuge auf unseren Dorfstraßen, da brauchte man weder Absperrung noch Warnlicht.

Ein weiterer Aspekt, der früher zu einer Hochzeit dazugehörte, heute aber unweigerlich vor den Richter führen würde: Damals Mundraub, heute mit Sicherheit Diebstahl. Sich-satt-essen war noch in den Hungerjahren nach dem Krieg eine enorm wichtige Begleiterscheinung beim Festefeiern. Da wurde tagelang gekocht, gebraten und gebacken, was die Küche hergab, und all die vorbereiteten Köstlichkeiten mussten bis zum Festtag kühl und dauerhaft aufbewahrt werden. Das geschah meistens in einem geeigneten separaten Nebenraum, dessen Lage rechtzeitig von den Dorfburschen ausgekundschaftet wurde. Ein günstiger Augenblick brachte dann die Tunichtgute in den Besitz einer kostbaren halben „Taat“ (Eifeler Fladenkuchen), die genüsslich im Geheimversteck verzehrt wurde. Zur Vermeidung einer solchen Freveltat hätte man das „Lager“ rund um die Uhr bewachen müssen. In Erkenntnis dessen fabrizierten weitsichtige Hochzeitspaare besonderes „Lockgebäck“ und platzierten es in der Aufbewahrung derart, dass es vom nicht verschlossenen Fenster aus bequem zu erreichen war. Dadurch vermied man den „Raub“ wertvollerer Speisen, und alle Beteiligten waren zufrieden.

Hielich

„Der“ oder „die“ Hielich, das ist hier die Frage. Zu meiner Kinderzeit hieß es „der“ Hielich,“ gelegentlich auch „der Hillich,“ der alte Brauch ist aber einer Geschlechtsumwandlung unterlegen und nennt sich heute meist „die Hielich.“ Das Maskulinum scheint unterdessen eher angebracht, Hielich nämlich steht heute für „Polterabend.“ Zum Polterabend hat sich die Veranstaltung allerdings erst nach jahrzehntelangem Werdegang entwickelt, anfänglich nämlich bedeutete die Hielich die Verabschiedung der Braut aus der dörflichen Mädchengemeinschaft, verbunden mit einer Bewirtung der Dorfjugend durch das junge Paar.

Der Hielichbrauch hat sich bis heute in unserer Eifel und im Rheinland erhalten, allerdings in ziemlich abgewandelter Form. Die (oder der?) Hielich von heute ist eine umfangreiche und damit auch kostspielige Angelegenheit. Früher ausschließlich der männlichen Dorfjugend vorbehalten, feiern heute Männlein und Weiblein aus den Wohnorten von Braut und Bräutigam gemeinsam mit großem Aufwand, meistens mit „Fress- und Saufbuden“ und sogar mit eigener Musikband. Und weil man eben Hielich mit Polterabend gleichsetzt, wird auch Poltermaterial in Mengen herbeigekarrt. Als beispielsweise vor Jahren unser Hausdach erneuert wurde, erschien unversehens ein Lastwagen mit Bonner Kennzeichen. Vier oder fünf junge Männer stiegen aus, bildeten eine „Kette“ übers Schuppendach, und nach einer halben Stunde war ein Großteil des alten Daches abgedeckt. Auf der Ladefläche des Lasters stapelten sich fein säuberlich die „Schottelspanne“ (einfache Dachziegel): Poltermaterial für eine Hielich im Bonner Raum. Den Tip hatten die jungen Leute von unserer Dachdeckerfirma erhalten.

Handtuchflagge als Zugstandarte © MaGö

In der Urform der Hielich zog die männliche Dorfjugend zum Haus der Braut, um sie mit Ansprachen und festgelegten Gesangstexten aus der Jugendgemeinschaft ins Eheleben zu verabschieden. Das Brautpaar seinerseits bedankte sich in Form einer Bewirtung der Gäste. Das geschah in der Regel im Haus der Braut, in meiner Jugendzeit kannten wir es noch gar nicht anders. Je nach privater Finanzlage, feierte man später aber auch gemeinsam in einer der örtlichen Gaststätten. Das kam zunächst nur sehr selten vor, hat sich aber inzwischen eingebürgert. In Blankenheimerdorf wäre es allerdings mit erheblichen Problemen verbunden: Bei uns gibt es heute keine Kneipe mehr.

Im Hof des Brauthauses © MaGö

Zum Hielichabend gehörte naturgemäß ein möglichst prächtiger Blumenstrauß für die Braut, und genau das war zu meiner Jugendzeit ein großes Problem: Geld für den Kauf von Blumen hatten wir nicht, also wurde rechtzeitig ein Hausgarten ausgekundschaftet, wo es viele schöne Blumen gab, sozusagen ein „Selbstbedienungsgarten.“ Dabei standen die Chancen fürs Nichterwischtwerden etwa fünfzig zu fünfzig. Beim Gartenbesitzer anfragen, wie sich das eigentlich gehörte, scheiterte erfahrungsgemäß in fast jedem Fall an dessen „mangelnder Einsicht.“ Ehrenhalber sei aber auch gesagt, dass sich der anfängliche Besitzerzorn sehr oft in nachgebendes Wohlwollen wandelte, nachdem wir Ertappten unsere Not geschildert hatten: „Die Braut muss einen Blumenstrauß kriegen und wir haben doch überhaupt kein Geld.“ In einem

ganz speziellen Fall freute sich die Braut ungemein über den besonders prächtigen Strauß. Sie war auch nicht böse, als sie am nächsten Tag feststellte, dass die Blumenpracht aus ihrem eigenen Vorgarten stammte. Unsere „Blumenbeschaffung“ funktionierte unterdessen naturgemäß nur in der warmen Jahreszeit, wintertags standen wir nach wie vor fies auf dem so viel zitierten „Schlauch“, da wurden die Eltern um ein paar Groschen angebettelt.

Erinnerung an früher © Erwin Stein

Hielich in der heutigen Form kannten wir früher nicht. Öffentliche Feiern im großen Stil gab es bei einer Hielich nicht, in der Regel allein schon aus finanziellen Gründen. Ausnahmen, die bekanntlich die Regel bestätigen, gab es freilich auch damals schon. Termin für den Hielichabend war in der Regel der Samstag vor der ersten „Verkündigung“ des Brautpaares in der Pfarrkirche. Die Verkündigung fand an drei aufeinander folgenden Sonntagen beim Gottesdienst statt, danach war die Hochzeit. Wie das Hausstippen in der Hochzeitsnacht, so war auch der Hielich ein Maßstab für die Beliebtheit der Brautleute im Dorf. Demgemäß war dann auch das Paar bestrebt, ihre Gästeschar zufriedenzustellen und sich beim Hielich nicht „lumpen zu lassen,“ was manchmal nur durch elterliche Finanzhilfe möglich wurde.

Vereinzelt gab es unterdessen auch Geizhälse, die einen Hielich glatt ablehnten oder sich zum vorgegebenen Zeitpunkt auf Reisen begaben und unerreichbar waren. Solches Zuwiderhandeln gegen die dörflichen Sitten konnte unangenehme Folgen mit sich bringen. Es gab früher in vielen Dörfern eine Art Selbstjustiz, bei der Vergehen gegen die ungeschriebenen Gesetze der Dorfgemeinschaft geahndet wurden. Darunter fiel beispielsweise die bereits zitierte „Eselshochzeit,“ unter anderem aber auch das weit verbreitete „Dier jare“ was soviel wie „Tier jagen“ bedeutet. Der Brauch war beispielsweise bei uns in Blankenheimerdorf noch in den 1960-er Jahren üblich, ist aber längst wegen der daraus nicht selten entstehenden Feindschaften und Tätlichkeiten verboten. So waren einmal nach einem Dier jare sämtliche Glasscheiben an einem Haustür-Windfang zertrümmert, Vater und ich hatten einen halben Tag lang mit der Reparatur zu tun (mein Vater war Schreiner).

Noch eine Erinnerung **© Erwin Stein**

Beim Dier jare war möglichst viel Radau angesagt. Beliebtes Lärmgerät war die mächtige eiserne Ackerwalze, die von ein paar Burschen vor dem Haus des Übeltäters auf und ab gezogen wurde und auf den Steinen der unbefestigten Dorfstraße einen höllischen Lärm verursachte. Ohrenzerreißendes Kreischen erzeugte ein, auf den eisernen Radreifen eines Ackerwagens gedrücktes altes Sensenblatt. Dazu wurde der Hinterschemel des Wagens hochgebockt und das Rad mittels einer Dreh- und Schwungkette in schnelle Umdrehung gebracht. In den Lärmpausen verkündete ein besonderer Ausrufer lautstark die Missetat des Beschuldigten, etwa folgendermaßen: „Mir jaren et Dier, dem… zum Pläsier. Wat hätte dann jedohn? – Hä hät seng Frau jeschlohn.“ Der Übeltäter hatte also seine Ehefrau geschlagen. Diesem Vortrag folgte sofort einstimmiges Drohgeschrei der anwesenden Zuschauermenge. Wenn jetzt der „Beschuldigte“ schlau war, verkroch er sich im Haus. Kam er aber auf die Straße und wurde möglicherweise sogar noch „ruppig,“ so war im Handumdrehung die schönste Keilerei im Gang. Ein solcher „Brauch“ in heutiger Zeit, - die Gerichte hätten jahrelang Arbeit damit.

Das halbe Dorf machte beim Hochzeitszug mit © Erwin Stein

Die neue Hausfrau

Zum ersten und bisher einzigsten Mal habe ich damals in Uedelhoven das Möhnentreiben anlässlich einer Hochzeit erlebt, – ein Erlebnis, das unvergessen geblieben ist und an das ich mich immer wieder gern erinnere. Soviel Fröhlichkeit und „Spass an dr Freud“ findet man in unserer computergesteuerten Zeit kaum nochmals „auf einem Haufen“ wieder. Bräuche und Brauchtum gibt es auch heute noch in fast jedem Eifelort, – modernisiertes und geradezu „überholtes“ Brauchtum. Viele unserer Bräuche sind in ihrer Urform längst antiquiert und „out.“ So versuchte das „Hahnengericht“ Blankenheimerdorf im Jahr 1998 eine Rekonstruktion der Gerichtssitzung im Ur-Format, mit linksgedrehten Kleidungsstücken und festgelegtem uraltem Text. Unser Erfolg war gleich Null, mit dem alten „Kram“ konnten die Zuschauer wenig anfangen. Später hatten wir einen echten Polizisten und einen ebenso echten Rechtsanwalt in unserer Verhandlung. Das entsprach zwar ganz und gar nicht dem Ur-Gericht, war aber „in“ und wurde zum Bombenerfolg. Die Zeiten ändern sich.

Nun könnte man sagen, dass früher in unseren Dörfern „rauhe Sitten“ herrschten und dass dabei Privatrecht und Persönlichkeitsschutz nicht selten zu kurz kamen. Freilich kannten die Leute den Begriff „Datenschutz“ nicht einmal vom Namen her, dafür aber galt ihnen die Dorfgemeinschaft umso mehr. Das Miteinander im Dorf zu pflegen, das Kulturgut der Vorfahren zu erhalten und Althergebrachtes weiterleben zu lassen, das war der eigentliche Sinn und Zweck der Brauchtumspflege, die nicht zuletzt auch wesentlich zur Festigung dörflicher Gemeinschaft beitrug. Heutzutage wagen wir aus lauter Datenschutzgründen kaum noch, den Namen unserer Mitbürger auszusprechen.

Der Möhnenkaffee mit anschließendem Möhnewiewerzug durch den Ort, wie ich ihn damals in Uedelhoven erlebte, war die liebenswerte Form der Vorstellung einer neuen Hausfrau und deren Eingliederung in die Dorfgemeinschaft. Bei Kaffee und Kuchen versammelten sich die Frauen im Haus der Braut, feierten ein paar Stunden auf Kosten des jungen Ehepaares und weihten mit allerlei Geheimrezepten die Braut in ihre künftigen Hausfrauenpflichten ein. Danach war sie in den dörflichen Hausfrauenkreis aufgenommen und als Mitgenossin akzeptiert. Beim anschließenden Umzug wurden die Dorfbewohner mit viel Radau darauf aufmerksam gemacht, dass Uedelhoven eine neue Hausfrau bekommen hatte, die hiermit ehrenvoll „vorgestellt“ wurde. Aufgabe der Gefeierten war es nunmehr, ab sofort sich dieser besonderen Ehre würdig zu erweisen.